

(Nachdruck verboten.)

85]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus, auf der Straße glänzte ein starker Frosttag, in ihrer Brust war es ebenfalls hell, aber heiß. Sie wollte über alles lange und fröhlich mit dem Gefühl unklarer Dankbarkeit gegen irgend jemand für alles, was in ihre Seele eingezogen war und dort drinnen im Abendrotchein glühte, sprechen. Der lange nicht verspürte Wunsch zu beten, verjagte sie in Unruhe. Ihr fiel ein junges Gesicht ein, eine helle Stimme rief in ihrer Erinnerung „Das ist die Mutter Pawel Wassilows!“ Saschas Augen glänzten freudig und zärtlich, die dunkle Gestalt Kypins tauchte auf, das bronzene, feste Gesicht ihres Sohnes lächelte, Nikolai blinzelte verwirrt, und plötzlich wallte alles in einem tiefen, leichten Seufzer auf, floß in einander und vereinigte sich in einer durchsichtigen bunten Wolke, die alle Gedanken in dem Gefühl der Ruhe umschlang.

„Nikolai hatte recht!“ sagte Ludmila beim Eintritt. „Ohne Frage ist er verhaftet. Ich habe den Zungen hingeschickt, wie Sie sagten. Er erzählt, auf dem Hofe sei Polizei, er hätte einen Polizisten hinter dem Torweg verborgen gesehen. Auch schlichen Spione umher. Der Junge kennt sie.“

„Ja!“ sagte die Mutter kopfnickend. „Der Kermite . . .“ Und seufzte, aber ohne Kummer und wunderte sich sofort im stillen darüber.

„Er hat die letzte Zeit viel Vorlesungen unter den städtischen Arbeitern gehalten und es war überhaupt so weit, daß man ihn ‚verschüttetel‘ meinte Ludmila finsterte. „Die Freunde sagten ihm: Nach daß Du fortkommst, aber er hörte nicht! Meiner Meinung nach muß man die Leute in solchen Fällen zwingen und nicht bitten . . .“

In die Tür trat ein schwarzhaariger, rotbäckiger Bursche mit hübschen, blauen Augen und höckeriger Nase.

„Soll ich den Samowar bringen?“ fragte er hell.

„Bitte, Sergej“ . . . „Mein Bögling. Sie haben ihn wohl früher gesehen?“

„Nein.“

„Er kam bisweilen zu Nikolai, ich schickte ihn hin . . .“

Der Mutter kam es so vor, als wenn Ludmila heute anders, einfacher, ihr vertrauter sei. In den sanft schaukelnden Bewegungen ihres schlanken Körpers lag viel Schönheit und Kraft, die das strenge und blasse Gesicht etwas milderten. Die Ringe unter ihren Augen waren in der Nacht größer geworden. Und man spürte in ihr beständige Anstrengung. Es war, als wenn in ihrer Seele eine Saite straff gespannt sei.

Der Knabe brachte den Samowar herein.

„Stell Dich mal vor, Sergej. Das ist Helagea Nilowna, die Mutter des Arbeiters, der gestern verurteilt ist.“

Der Knabe verneigte sich schweigend, drückte der Mutter die Hand, ging hinaus, brachte Semmel und setzte sich an den Tisch. Ludmila goß Tee ein und überredete die Mutter, nicht eher nach Haus zu gehen, bis sich aufgeklärt hätte, wen die Polizei dort erwartete.

„Sicher wird man Sie verhören . . . und vielleicht . . .“

„Mögen sie doch!“ erwiderte die Mutter. „Und verhaften sie mich — so ist das kein großes Unglück . . . Wenn ich nur erst Pawels Rede verbreiten könnte.“

„Die ist schon gesetzt. Morgen ist sie für die Stadt und Vorstadt zu haben . . . es reicht auch für den Bezirk. Kennen Sie Katscha?“

„Natürlich!“

„Da bringen Sie sie Katscha . . .“

Der Knabe las die Zeitung und hörte anscheinend nichts, bisweilen sah er aber hinter dem Blatt hervor auf das Gesicht der Mutter. Und wenn sie seinem lebhaften Blick begegnete, war ihr das angenehm und sie lächelte. Ludmila sprach wieder über Nikolai, ohne seine Verhaftung zu bedauern, und der Mutter schien ihr Ton ganz natürlich. Die Zeit verstrich schneller als an anderen Tagen, und als man mit dem Teetrinken fertig war, war es schon gegen Mittag.

„Serrje!“ rief Ludmila.

Im selben Moment wurde hastig angeklopft. Der Knabe stand auf und blickte mit seinen hübschen Augen fragend an die Wirtin.

„Mach auf, Sergej. Wer mag das sein?“

Sie schob mit einer ruhigen Bewegung die Hand in die Kleidertasche und sagte zur Mutter:

„Wenn es die Gendarmen sind, dann treten Sie hierher, in diese Ecke . . . und Du, Sergej . . .“

„Ich weiß“, erwiderte der Knabe und verschwand. Die Mutter lächelte. Diese Vorbereitungen regten sie nicht auf — sie hatte kein Vorgefühl von einem Unglück.

XXVIII.

Der kleine Doktor trat ein. Er sagte hastig:

„Erstens, Nikolai ist verhaftet . . . Ah, Sie hier, Nilowna? . . . Sie waren während der Verhaftung nicht dort?“

„Er hat mich hierher geschickt!“

„Im . . . ich glaube nicht, daß Ihnen das nützt! . . . Zweitens haben heute Nacht verschiedene junge Leute auf Hektographen fünfhundert Exemplare von Pawels Rede gedruckt . . . Ich habe sie gesehen — nicht übel, sauber und klar. Sie wollen sie abends in der Stadt verteilen. Ich bin dagegen, für die Stadt sind gedruckte Blätter besser. Diese aber müssen wir irgendwohin expedieren.“

„Ich bringe sie Katscha!“ rief die Mutter lebhaft. „Lassen Sie mich das besorgen!“

Sie wollte gar zu gern Pawels Rede möglichst schnell verbreiten, die ganze Erde mit den Worten ihres Sohnes überschütten und blickte mit flehenden Augen in das Gesicht des Doktors.

„Der Teufel mag wissen, wie weit es für Sie passend ist, sich jetzt damit abzugeben!“ sagte der Doktor unentschlossen und zog die Uhr. Es ist jetzt elf Uhr dreiundvierzig . . . der Zug fährt um zwei Uhr fünf, die Reise dauert fünf Stunden fünfzehn Minuten . . . Sie kommen abends an, aber noch nicht spät genug und das ist es auch nicht . . .“

„Das ist es nicht!“ wiederholte die Wirtin, die Frauen zusammenschubend.

„Was ist es denn?“ fragte die Mutter und trat ihr näher. Wenn es nur darauf ankommt, daß die Sache erledigt wird, so verstehe ich mich darauf!“

Ludmila blickte sie unverwandt an, rieb sich die Stirn und meinte:

„Es ist gefährlich für Sie . . .“

„Warum?“ rief die Mutter eifrig.

„Darum!“ begann der Doktor schnell und ungleichmäßig. „Sie sind eine Stunde vor der Verhaftung Nikolais aus dem Hause verschwunden. Sind nach der Fabrik gefahren, wo man Sie als Tante der Lehrerin kennt. Nach ihrer Ankunft in der Fabrik sind die schädlichen Blätter erschienen. Das alles zieht sich zu einer Schlinge um Ihren Hals zusammen.“

„Ich werde dort nicht bemerkt!“ überredete sie die Mutter. „Rehre ich zurück, verhaften sie mich und fragen mich, wo ich gewesen bin . . .“

Sie stockte eine Sekunde und rief dann:

„So weiß ich, was ich sage! Ich fahre von dort direkt in die Vorstadt, da habe ich einen Bekannten, Sifow . . . Also sage ich, ich sei direkt vom Gericht zu ihm gekommen . . . mein Leid hätte mich hingeführt . . . Er hat auch Leid — sein Neffe ist verurteilt . . . und dann bin ich die ganze Zeit bei ihm gewesen . . . Er wird dann dasselbe ausagen . . . Sehen Sie wohl?“

Sie sprach immer hartnäckiger und man gab ihr nach. „Reinetwegen, fahren Sie hin!“ willigte der Doktor ungerne ein.

Ludmila schwieg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Ihr Gesicht wurde matt, erschien eingefallen und den Kopf hielt sie mit merklich gespannten Halsmuskeln, als wäre er plötzlich schwer geworden und senkte sich unwillkürlich auf die Brust. Die Mutter bemerkte das. Die widerwillige Zustimmung des Doktors ließ sie unwillkürlich seufzen.

„Zimmer wollen Sie mich schonen!“ sagte sie lächelnd. „Sich selbst schonen Sie nicht!“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete der Doktor. Wir schonen uns wohl, müssen uns schonen! Und schelten den heftig, der seine Kraft unnötig vergeudet, ja! Also jetzt passen Sie auf. Die Rede bekommen Sie auf dem Bahnhofe . . .“

Er erklärte ihr, wie das gemacht würde, blickte dann in ihr Gesicht und sagte:

„Nun, ich wünsche Ihnen Erfolg! Sie haben Glück, ja?“

Und ging trotz alledem unzufrieden fort. Als die Tür sich hinter ihm schloß, trat Ludmila zur Mutter und lächelte kluglos:

„Sie sind prächtig . . . ich verstehe Sie . . .“

Sie hatte sie ein und schritt wieder leise durch das Zimmer.

„Ich habe auch einen Sohn. Der ist schon dreizehn Jahre alt, lebt aber beim Vater. Mein Gatte ist Staatsanwaltsgehilfe, vielleicht schon jetzt Staatsanwalt. Und der Junge ist bei ihm . . . Was er wohl wird, denke ich oft . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Bücherschau

Von Dr. E. Thesing.

Das Interesse an den Naturwissenschaften ist erfreulicherweise in ständigem Steigen begriffen. Das kündigt sich schon darin an, daß jahraus jahrein der internationale Büchermarkt mit einer wahren Hochflut sogenannter populär naturwissenschaftlicher Bücher und Schriften überschwemmt wird. Wie bei den Roman-, Dramen- und anderen Schriftstellern gilt aber auch hier der Satz, daß sich wohl viele berufen fühlen, doch nur wenige — leider sehr wenige — auserwählt sind. Vor allem lassen sich zwei Kategorien von Büchern unterscheiden, die ihrer Mission nicht gerecht werden und eher schädlich wirken, oder doch wenigstens nutzlos bleiben, als Aufklärung schaffen. Die einen zeichnen sich wohl durch anregende, leicht verständliche Form, ja oft sogar durch einen blendenden Stil aus, sind aber vielfach von Leuten geschrieben, welche die Wissenschaft gewissermaßen nur als Dilettanten betreiben, denen daher die unerläßliche kritische Schulung und damit die Fähigkeit, Wahres von Halbwahrem oder gar Falschem, oder doch rein Hypothetischem zu unterscheiden, abgeht. Statt Weizen bieten sie ihren Lesern nur zu häufig leere Spreu. Zudem macht sich bei vielen Autoren mehr und mehr das Bestreben breit — ein Bestreben, das von seiten mancher Verleger noch besonders großzügig gefördert wird —, möglichst geistvolle, phantastische Theorien in die Welt zu setzen, unbefümmert, ob die wissenschaftliche Forschung diesem Hypothesebau ein genügend sicheres Fundament bietet. Das blendet den Leser, es erweckt Interesse, vor allem es lockt Käufer an, und das ist ja die Hauptsache! Mit möglichst auffallendem Einband versehen, und entsprechendem Bilderschmuck ausgestattet, wird dann das Nachwerk in die Welt geschickt, um in den ungeschulten Köpfen der Käufer noch größere Verwirrung anzustiften. Diese Sorte von Büchern sind geradezu zu einer öffentlichen Gefahr geworden, und jeder, dem es um die Ausbreitung der Bildung ernst ist, hat die Pflicht, gegen diese Pseudowissenschaft energisch anzukämpfen. Leider aber stehen gerade solche Autoren beim großen Publikum in besonderer Gunst. Es ist ja auch viel befriedigender, wenn man für jede Erscheinung rasch eine flache Erklärung bekommt, als auf Schritt und Tritt auf die Begrenztheit menschlichen Wissens gestoßen zu werden. — Andere populäre Schriftsteller besitzen wohl den besten Willen, den notwendigen Eifer und die erforderliche Zuverlässigkeit, souverän beherrschen sie ihr Gebiet, aber ihnen fehlt die Kunst, vollständig zu sprechen. Entweder behandeln sie ihre Leser als Kinder, bei denen man auch die einfachsten Tatsachen nicht als bekannt voraussetzen darf, dann wirkt die Lektüre ermüdend, und unbefriedigt wird das Buch nach kurzem Blättern aus der Hand gelegt. Oder sie verfallen in den entgegengekehrten Fehler und scheinen ganz zu vergessen, daß nicht alle Menschen Fachleute auf dem behandelten Gebiete sind. Gerade die richtige Mitte zu halten, wissenschaftlich einwandfrei und doch anregend zu schreiben, dem Leser nicht nur ideoes Tatsachenmaterial in schwerer Menge, sondern allgemein gültige Gesichtspunkte zu bieten, ihn zu eigenem Nachdenken anzuregen, sein Urteil zu schärfen und ihn in den Geist der Wissenschaft einzuführen, ist so überaus schwer, daß man nur selten diese beiden Forderungen wirklich erfüllt findet. Der Zweck dieser Bücherschau soll es nun sein, von Zeit zu Zeit auf die literarischen Erzeugnisse aufmerksam zu machen, welche diesen Forderungen möglichst gerecht werden und auch sonst für unsere Leser von Interesse sind. Wir werden uns allerdings immer mit einer bescheidenen Auswahl begnügen müssen, und manche Arbeit, die wohl einer Besprechung an dieser Stelle wert wäre, unberücksichtigt lassen.

Die rühmlichst bekannte, sorgfältig redigierte Teubnerische Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ hat auch im Verlaufe des letzten Jahres wieder mehrere empfehlenswerte, naturwissenschaftliche Bändchen herausgebracht. Vor allem möchte ich hier eine kleine Arbeit von E. Küster „Vermehrung und

Sexualität bei den Pflanzen“ erwähnen. In knapper, ansprechender Form wird der Leser in dieses gewaltige und an interessanten Vorgängen so reiche Gebiet eingeführt und erhält einen lückenlosen Überblick über die wichtigsten Erscheinungen der Fortpflanzung im Pflanzenreiche. Mit meisterlicher Sicherheit versteht es der Verfasser, stets nur das wirklich Bedeutsame herauszugreifen, alles Nebenmäßliche, Unwichtige aber beiseite zu lassen. Zuerst wird die ungeschlechtliche, vegetative Vermehrung behandelt; ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit den Vorgängen der geschlechtlichen Fortpflanzung. Zum Schluß finden dann noch die wichtigsten Theorien der Sexualität und Befruchtung eine kurze, kritische, objektive Darstellung. Rühmend hervorzuheben ist besonders die klare, leicht faßliche Sprache der kleinen Schrift, deren Anschaulichkeit durch eine reiche Anzahl instruktiver Abbildungen noch erhöht wird.

Mit den Verhältnissen der Tiergeographie versucht uns Prof. O. Naas in einem kleinen Werke, betitelt „Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere“ vertraut zu machen. Wie Naas im Vorworte hervorhebt, war es nicht seine Absicht, ein gedrängtes Nachschlagebüchlein für den Studenten und Fachmann zu geben, sondern in wissenschaftlich nicht vorgebildeten Kreisen Interesse für den Gegenstand zu erwecken. Und Interesse für sein Thema wach zu rufen, das versteht er meisterhaft. Das Büchlein liest sich wie eine zusammenhängende, spannende Erzählung, und trotzdem ist die Darstellung nicht etwa oberflächlich, nein, man gewinnt ein vollständiges Bild der Bedingungen, welche der Tierverbreitung auf unserer Erde zugrunde liegen. Man kann die Erde mit ihrer reichen Fauna und Flora mit einem Organismus vergleichen. Wie im lebenden Körper die einzelnen Organe eine bestimmte Lage besitzen und sich gegenseitig in ihrer Ausbildung beeinflussen, so ist auch die Verteilung der Tier- und Pflanzenwelt eine ganz gesetzmäßige und jede Art in ihrem Bestande und ihrer Ausbreitung von anderen tierischen Arten und auch der Flora abhängig. Oft genügen bereits kleine Veränderungen in dem Tierbestande eines Landes, um gewaltige Veränderungen in der Lebewelt zu bewirken. In früheren Zeiten war z. B. die Insel St. Helena von einer üppigen Fülle verschiedener Waldsträucher bedeckt, die zahlreichen kleineren Nahrung und Unterschlupf boten. Da wurden von den Menschen auf der Insel Insekten eingeführt, die sich rasch vermehrten und denen nach und nach der gesamte Bestand an Waldsträuchern zum Opfer fiel. Das hatte dann weiter zur Folge, daß auch zahlreiche Schnecken-, Insekten- und Vogelarten, denen damit ihre Nahrungsquelle und Zufluchtsstätte geraubt war, ausstarben, so daß dieser eine Eingriff auf die ganze Lebewelt der Insel umgestaltend wirkte. — Wir lernen weiterhin zwei Arten der Tierverbreitung kennen, die einmal bedingt werden durch örtliche Verschiedenheiten in dem Bodencharakter und daneben die sogenannten geographischen Verschiedenheiten. Für die lokalen Unterschiede werden die Lebensbedingungen als bestimmend nachgewiesen, während die geographischen Tierregionen, obwohl bei ihnen auch die verschiedenen Lebensbedingungen, das Klima usw., eine wichtige Rolle spielen, vorzüglich das Resultat der Vergangenheit, der Erdgeschichte sind. Auch hier bieten sich wieder Vergleichspunkte mit dem Organismus, der ja ebenfalls ein Produkt der Vererbung, also dessen, was er aus früheren Zeiten von seinen Ahnen mitbekommt, und dann aber auch der Anpassung, der Einwirkung der gegenwärtigen Lebensumstände ist. In den folgenden Kapiteln 3 bis 5 werden die Lebensbedingungen, welche die Tierverbreitung regeln, besprochen; der nächste Abschnitt zeigt uns die Bedeutung der Wanderung für die Ausbreitung der Tiere, während in dem anschließenden Kapitel die Mittel der passiven Ausbreitung behandelt werden. Viele interessante Einzelheiten bietet auch das 6. Kapitel, das die Einwirkung des Menschen auf die Tierverbreitung zum Gegenstande hat. Wir sehen, wie zahlreiche Tierarten vor der vordringenden Kultur weiter und weiter zurückweichen und endlich vollständig von dem Erdboden verschwinden; andererseits hilft aber der Mensch auch ihm nützliche Tiere, vielfach aber auch unfreiwillig Schädlinge auf neue Wohngebiete zu verbreiten. Den Schluß des Buches bildet eine Schilderung der verschiedenen tiergeographischen Regionen. Doch es verbietet sich hier noch weiter auf den Inhalt einzugehen. Jedenfalls kann man seine Anschaffung nur warm empfehlen.

Eine neue Sammlung von Einzelabstellungen aus allen Gebieten des Wissens hat seit kurzer Zeit in dem Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig unter dem Titel „Wissenschaft und Bildung“ zu erscheinen begonnen. Der Herausgeber ist Privatdozent Dr. P. Herre. In Ausstattung und Umfang schließt sich die Sammlung unmittelbar an die Teubnerische an und auch der Preis der einzelnen Bände (gehftet 1 M., in Leinen geb. 1,25 M.) ist ein entsprechender. Heute liegt mir aus dieser Sammlung eine Arbeit von Prof. L. v. Graff „Das Spermatorium im Tierreiche“ zur Besprechung vor, die eine kurze, aber gute Einführung in dieses wichtige Gebiet bietet und mit zahlreichen klaren Abbildungen geziert ist.

Alle Freunde schöner Bücher werden ein neues, von Dr. W. Schoenichen ins Leben gerufenes Unternehmen, „Die Natur“, eine Sammlung naturwissenschaftlicher Monographien (Verlag von A. W. Zickfeldt, Osterwied a. Harz), mit lebhafter Freude begrüßen. Es ist schon eine Gernung, die schönsten Bücher in die Hand zu nehmen. Einbanddecke und Buchausstattung rühren von Peter Wehrens her, ein Lob darüber zu sagen erscheint überflüssig. Aber auch inhaltlich stehen die Bändchen

auf der Höhe. Der erste Band der Sammlung „Aus der Wiege des Lebens“ ist von dem Herausgeber selbst verfaßt. Das Meer wird darin als die Ursprungsstätte des Lebens gezeichnet, in lebensvoller Schilderung werden wir mit den wichtigsten Lebenserscheinungen der niederen Meeresbewohner, mit ihrer Bewegung und Ernährung, ihrer Fortpflanzung und Sinnestätigkeit, vertraut gemacht. Ein großer Wert ist auf die Illustration gelegt. Sieben von den acht farbigen Tafeln stammen von der Meißnerhand P. Landers und zeichnen sich in gleicher Weise durch künstlerische Vollendung wie wissenschaftliche Exactheit aus. Besondere Anerkennung verdienen auch die zahlreichen schematischen Textfiguren, die in ausgezeichneter Weise die Darstellung unterstützen. Unter Berücksichtigung dessen, was geboten ist, muß der Preis von 2 M. für das gebundene Werk als sehr mäßig bezeichnet werden.

Ebenfalls hochwillkommen wird allen Liebhabern und Sammlern von Schmetterlingen ein neues Werk von Prof. K. Lampert „Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas“ sein, das in dem Verlage von J. F. Schreiber, Eßlingen und München herauskommt. Der Umfang des ganzen Werkes ist auf 30 Lieferungen, enthaltend 200 Seiten Text und 95 Farbendrucktafeln mit über 2000 Abbildungen (Preis der Lief. 0,75 M.) geplant. Bis zum Weihnachtsfeste soll das Werk vollständig vorliegen. Naturgemäß liegt das Schwerkgewicht eines solchen Buches in seinen Illustrationen, und da muß ich sagen, daß mir kein zweites ähnliches Werk bekannt ist, das gerade darin so vorzügliches bietet. Es ist ein ästhetischer Genuß, die einzelnen Blätter zu betrachten. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß neben der reinen Systematik auch die Biologie und Entwidlungsgeschichte zu ihrem vollen Rechte kommt und in der anschaulichen Weise, die alle Publicationen Lamperts auszeichnet, dargestellt wird. Auch dieses Werk kann man unbedingt empfehlen.

Kleines feuilleton.

Theater.

Kleines Theater. „Kapitän Braßbonds Verlehnung“ von Bernard Shaw (deutsch von Trebitsch, in Buchausgabe erschienen in S. Fishers Verlag in Berlin). Für die Sormia, deren Maria Magdalene hinter den Erwartungen zurückgeblieben war, bedeutete diese Aufführung, in der sie wieder einmal ganz sie selber sein durfte, einen neuen glänzenden Triumph, für die Verehrer Shaws eine neue Enttäuschung. Der Eindruck arger Flüchtigkeit, den die Shawsche Don Juan- und Automobilkomödie in der vorigen Saison hinterließ, wurde von diesem älteren, aber erst in neuester Zeit auf die englische Bühne gelangten Drama in noch viel höherem Maße hervorgerufen. Es wäre lächerliche Pedanterie, von einem so auf das Kapriziöse, auf das sprunghaft Ueberraschende eingestellten Geiste etwas wie eine möglichst läckenlose Motivierung, ein konsequentes Beharren im Kreis einleuchtender und wohl verknüpfter Wahrscheinlichkeiten verlangen zu wollen. Shaw muß Raum für Burzelhäume haben. Aber die ausgelassen lustige Komödie „Helden“ und die feinsinnig aus zartestem Gefühl und Ironie getworfenen Szenen der „Candida“ haben gezeigt, wie viel Ammut, welches sichere Stilgefühl Shaw auf den Höhepunkten seines Schaffens mit jener Freiheit zu verbinden wußte. Seither scheint er den Einfällen nicht Zeit zum Ausreifen zu gönnen. Wie's kommt, so schüttelt er sie von den Bäumen, mag sich dann jeder von dem rasch zusammengekehrten Hauften herausuchen, was ihm gefällt. Man könnte meinen die Ironie, mit der er in seiner Blanderei über den „Teufelskerl“ von der Entstehung des Stückes und den Rezepten der Anfertigung spricht, richte sich zum guten Teile gegen die Art seiner eigenen dramatischen Arbeit. Es wäre ganz im Stile seiner spöttisch skeptischen Denkart, wenn er einer die Flüchtigkeiten tabelnden Kritik etwa erwidern würde, er schreibe doch nicht irgend einem Phantome von Vollkommenheit, sondern sich selber zum Gefallen.

Der Kapitän Braßbound in dem aufgeführten Stücke hat mit dem wilden, dann durch ein wenig Güte von Grund aus verwandelten Teufelskerl, seine Besiegerin, die unentwegt frohmütige, vertrauensvolle Lady Cäcilie mit Candida verwandte Züge, nur daß die Daseinsmöglichkeit der beiden Urbilder hier ganz dem Mastenhaften, Stereotypen weicht. Räuberromantik, humanitäre Tendenz und Parodie auf heides stößt da aufeinander, ohne daß es irgendwie zu einer Art Verschmelzung läme. Die Rolle der umerlöschenden Lady, die Afrika nach allen Richtungen durchquert und jedes Wesen, das gefährlich werden könnte, durch eingeborene Liebenswürdigkeit und Händeschütteln entwaffnet, ist für die englische Schauspielerin Terry geschrieben. Aber daß sie den Situationen mehr als ihre deutsche Kollegin abgewonnen haben sollte, ist schwer zu glauben. Die Sormia gab der bezwingenden Güte dieser männerbändigenden Frauenseele einen reichlichen Zusatz schelmisch bewußter Koterie, doch gerade darin traf sie den richtigen Ton. Ohne die Unterstreichung solcher Verblüfflichkeiten, die der Tugend selbst einen Stich ins Parodistische verleiht, wäre der Zwiespalt zwischen der lobpreisenden Darstellung weiblicher Milde und der saloppen schlecht posthaften Form der Handlung noch viel störender auseinandergeklappt. Reizend gelang ihr die Szene, wie sie, als Braßbound den marokkanischen Bardenführer, ihren Onkel, den Lord Oberrichter zum Gefangenen erklärt, sorglich an des Panditen Jade weiter näht

und seine Nachsicht dann durch gutes Zureden wie ein schreiendes Kindlein zur Ruhe bringt. Damit daß die Dame den nicht minder blutigen Nüchtern ihres eigenen Stammes in ähnlicher Weise ein Schnüppchen schlägt, wie dem Barbaren, endigt das Stück; aber die gehäuften Trivialitäten und Unmöglichkeiten der Ausführung ließen es zu keiner Wirkung recht kommen. Herr Ziegel als Braßbound war nach Gebühr melodramatisch, Abel eine droffige Matrosenkarikatur.

Schiller-Theater Charlottenburg. „Die Hermannschlacht“ hat der unglückliche Heinrich v. Kleist, der später aus Elend seinem Dichterdasein mit der Pistole ein jähes Ende setzte, in der zweiten Hälfte des Jahres 1808 geschrieben. Preußen als Großstaat war durch den Tilsiter Frieden aus der Liste gestrichen worden. Eine Reihe deutscher Duodezionsverträge hatte die Korruption, die in den oberen Regionen sowieso schon herrschte, nur noch verhärtet, indem sie für ihre Geschäftsfirma von Napoleon eine „Standeserhöhung“ erbettelte. Wie kläglich muß es um das Birgertum bestellt gewesen sein, daß es sich noch mehr fürstliche Blutsauger auf den Nacken setzen ließ, statt die ganze Brut zum Teufel zu jagen. Wenn es auch nur einen Bruchteil seines Korvenhasses gegen sie angewendet hätte, wäre ihm vielleicht die Franzosenherrschaft erspart geblieben. Nun war's zu spät; den napoleonischen Nebel im Munde, wagte das ausgepöberte Volk kaum zu nuckeln. Aus dieser Empörung heraus dichtete Kleist seine „Hermannschlacht“. Die feudale Kaste, der er selbst von Geburtswegen angehörte, hatte ihm den Vortord versagt. Er litt, gleich dem ärgsten Proletarier, und er litt mit ihm gemeinam an des Volkes Not. Anders mußte es werden. Erst Befreiung von der Fremdherrschaft; dann war an Erstarlung im Innern zu denken. Um die Nation aus der Lethargie zu wecken, griff Kleist auf die germanische Vorzeit zurück. Im Hermannsdrama wollte er dem Volke sein eigen Gesicht zeigen; da sollte es erkennen, was ihm zu tun notwendig sei. Nun, 1813 schlug es ja los; aber der Dichter lag schon zehn Jahre in der Erde, als sein Drama wenigstens im Druck erscheinen konnte. . . . Wir verkennen nicht das eine: sein glühender Freiheitsatem steht auch noch heute an; indessen wirkt das Ganze doch nur eben, wie eine antiquierte Historie wirken kann. Kleist konnte aus gewissen feudalen Anschauungen nicht hinaus. Die Apostrophe an das Herrscherinn von Gottesgnaden, in die das Drama schließlich ausmündet, verdirbt den Gesamteindruck.

Die Aufführung, die das Schiller-Theater mit unbedeutenden Kürzungen unternahm, war keine so üble Tat, wenn man die guten Leistungen einiger weniger Darsteller herausnimmt. Richard Birch bot da einen Hermann, der ihm hinsichtlich der Natürlichkeit und überlegenen Kraft nicht leicht einer nachzuviehl. Dann wären noch hervorzuheben: Hedwig Paulh als Thunelda, Hans J. Gerhard (Quintillus Varus), Max Pategg (Marbod) und Leopold Thurner (Waffenkämmer). Anerkennung verdienen auch manche Ensemblebesenen und die Regie. Dennoch kam das Ganze nicht viel über den Spektakel einer Historie hinaus. Vortiraden lassen sich in keine zwingenden Taten umfassen. Die Darstellung mimte den berücktigten Furor Teutonius mit einem so gewaltigen Stimmenmaterial, daß man für sein Trommelfell besorgt sein konnte. Alles in allem: es fehlte der einheitliche künstlerische Vortragstil. Das Publikum klatschte sich indes die Hände breit, sintemalen für Augenweide gesorgt ist. e. k.

Physiologisches.

Die Blutmenge des Menschen. Blut ist ein ganz besonderer Saft; im Blut sind alle Stoffe enthalten, aus denen sich die Teile und Organe des Menschen oder des Tieres, durch deren Adern es fließt, ernähren und ergänzen müssen und die Mischung aller dieser so verschiedenartigen Stoffe, in denen jeder in der notwendigen Menge und in einer Form vorkommen muß, die seine leichte Aufnahme in das zu ernärende Organ ermöglicht, stellt eine ganz eigenartige Flüssigkeit dar, wirklich einen ganz besonderen Saft. Selbstverständlich ist das Blut bei der Wichtigkeit, die es für den Organismus besitzt, stets und bei allen Völkern ein Gegenstand großer Beobachtung gewesen, und der exakten Naturforschung hat es ein Feld reichen Forscherseifers geboten; die physikalische und chemische Natur des Blutes, alle seine Eigenschaften, der Einfluß, den die verschiedenen Naturkräfte darauf ausüben, alles wurde und wird noch gegenwärtig von den Naturforschern mit Anwendung des größten Scharfsinns, der feinsten Methoden und sinnreichsten Apparate untersucht. Nicht zuletzt ist es die Menge des Blutes, um deren Feststellung man sich bemühte. Abgesehen von allen anderen Rücksichten, aus denen die Kenntnis der Blutmenge im Menschen und in den Tieren notwendig ist, erscheint es schon darum wichtig, über sie im Klaren zu sein, weil man nur dann genau wissen kann, wieviel von einem Stoff, den man etwa zu Heilzwecken dem Blute zuführen will, gegeben werden muß. Aber gerade der genauen Erforschung der Blutmenge stellten sich große Widerstände und Schwierigkeiten in den Weg. Am lebenden Körper waren die Untersuchungen natürlich überhaupt nicht möglich, man mußte gestorbene Menschen oder getötete Tiere verwenden und versuchen, sie völlig ausbluten zu lassen; gelang dies, so hatte man die Menge des Blutes eben direkt bestimmt. Allein dieser Versuch gelang eben nicht, und er konnte auch gar nicht gelingen. Denn die Adern enthalten ein ausgedehntes Netz von äußerst engen Nöhren, aus denen auch bei sorgfältigsten Verfahren das Blut nicht

zu entleeren ist; diese feinen Gefäße halten vielmehr ihren Inhalt mit großer Zähigkeit fest, und der Fehler, der auf diese Weise entsteht, ist sicher von solcher Bedeutung, daß das ganze Resultat der Untersuchung dadurch gefälscht und der Zweck der Untersuchung selbst vereitelt wird. Man nimmt von einer chemischen Substanz, die von Hause aus im Blute nicht enthalten ist, eine ganz genau abgemessene Menge und stellt sich aus ihr eine wässrige Lösung her, die vollständig in eine große Ader eines eben gestorbenen Menschen oder eben getöteten Tieres eingespritzt wird; der Zeitpunkt der Einspritzung wird so kurz nach dem Tode gewählt, daß die Gerinnung oder sonstige chemische Veränderung des Blutes noch nicht begonnen haben kann, sondern daß die eingespritzte Lösung sich im Blute ganz gleichmäßig verteilt. Dann entnimmt man demselben Körper möglichst schnell etwas Blut und stellt durch Anwendung der geeigneten naturwissenschaftlichen Methoden ganz genau fest, wieviel von dem zu der Lösung verwendeten Stoff in diesem so benannten Blut enthalten ist, dessen Menge ja auch mit völliger Genauigkeit bestimmbar ist. Nun bedarf es nur einer einfachen Regelbetrachtung, um zu finden: Wenn in *foundsoviel* Gramm Blut *foundsoviel* Milligramm der zugefügten Substanz enthalten sind, dann ist die ganze angewendete Menge derselben in *foundsoviel* Gramm Blut enthalten, und diese letztere Zahl gibt dann an, wieviel Gramm Blut der untersuchte menschliche oder tierische Körper enthält. Mittels dieser verhältnismäßig einfachen und dabei durch- aus sicheren Untersuchungsmethode hat man auffindig gemacht, daß das Blut des Mannes den elften bis zwölften Teil seines gesamten Körpergewichts bildet, während bei der Frau der dreizehnte Teil des Körpergewichts auf das Blut entfällt. Ungefähr das gleiche Verhältnis scheint nach den bisherigen Untersuchungen bei allen größeren Tieren vorzukommen; beim Pferd z. B. ist das Körper-

Volkswirtschaft.

Die Wasserkräfte Skandinaviens. Wegen seiner zahlreichen Wasserkräfte hat der bekannte amerikanische Physiker Nicola Tesla Skandinavien eine führende Stellung in der Weltindustrie der Zukunft prophezeit, und die schwedische Regierung ist zurzeit bereits eifrig bemüht, sich das Eigentumsrecht an den wichtigsten Wasserkräften des Landes zu sichern, damit der wertvolle Besitz dem ganzen Volke zugute komme. Schweden verfügt, wie der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ aus Stockholm geschrieben wird, in seinen natürlichen Wasserkräften über etwa 10 Millionen Pferdekraft, Finnland über 4 Millionen und Norwegen sogar über 28 Millionen; hiervon können in absehbarer Zeit für Schweden 2, für Finnland 0,3 und für Norwegen 1,5 Millionen nutzbar gemacht werden. Bei vollständiger Ausnutzung dieser natürlichen Energiequellen erhofft man eine Steigerung der jährlichen skandinavischen Ausfuhr um 125 Millionen und eine Minderung der Einfuhr um 60 Millionen Kronen. Die schwedische Regierung besitzt schon das Verfügungsrecht über 7 der bedeutendsten, für eine technische Ausbeutung zumzeit in Betracht kommenden Wasserfälle; 10 weitere Wasserfälle des südlichen Schwedens und 5 hochgelegene Torfmoore will sie antauchen und hat dafür die Bereitstellung von 4 Millionen Kronen gefordert. An dem berühmten Trollhätten-Fall hat die Ausbeutung der Wasserkraft zu technischen Zwecken durch private Unternehmungen schon einen bedenklich hohen Grad erreicht, indem das Landschaftsbild durch die industriellen Werke in der Hauptsache zerstört worden ist. Es ist daher hohe Zeit, daß die Regierung der privaten Spekulation einen Riegel vorschiebt. Sie will zudem durch die Erwerbung der Wasserfälle das Mittel gewinnen, um sich für die geplante Elektrifizierung der schwedischen Staatsbahn eine billige Kraftquelle zu sichern. Auch Norwegen will nicht nur die Wasserfälle, sondern auch die sonstigen Naturkräfte des Landes, die Wälder und Gruben, durch Gesetze vor einer für das Land nutzlosen Ausbeutung schützen. So sorgen die beiden skandinavischen Reiche dafür, daß sie dereinst den vollen Nutzen haben werden, wenn die technische Entwicklung auf dem Punkt angelangt ist, wo die natürlichen Wasserkräfte gleichwertig neben der aus Kohle gewonnenen Energie dastehen und als bedeutender Faktor allerersten Ranges in die geographische Verteilung der Industrie über die Kulturländer eingreifen werden. gewicht das Zwölfwache des Gesamtgewichts des Blutes.

Humoristisches.

§ 175.

I.

Zu Berlin im alten Schlosse
Ist so mancher jetzt belämmert,
Weil es seinerzeit beim Grafen
Lynar nicht genug gedämmert.

Also daß die edlen Gäste
Noch ein Mirassier erkannte,
Der in Moabit die Namen
Nuchlos dem Gerichtshof nannte.

Und nun muß man in den Blättern
Schmerz erfüllt die Nachricht lesen:
Seinerzeit beim Grafen Lynar
Ist auch d er dabei gewesen.

II.

Toleranz ist meine Tugend,
Säue selbst laß ich gewähren,
Wenn nur solche Mannsgefallen
Nicht wie Weiber auch gebären.

Meinetwegen sollen alle
Junfer wie Graf Lynar leben;
Kinder, kann's für uns Proleten
Eine größ're Wohlthat geben?

Dreißig Jahr und jene Sippschaft
Wiche friedlich von der Erden,
Heil'ger hundertfünfundsiebzig —
Kann der Wunsch erfüllt nicht werden?
Fridolin.

Notizen.

— Die Lenorseuche, die sonst im Gefolge der Rehlvirktuosen auszubrechen pflegt, scheint sich dieses Jahr nicht zur vollen Epidemie entfalten zu wollen. Caruso entfesselt mit seinem von Conried für Millionen gepachteten hohen C in Wien, Berlin, Hamburg und sonstwo nicht die von der freiwilligen und unfreiwilligen Zeitungsreklame seit Monaten vorbereitete Massenpsychose. Aber die Verzückungen der geistig Mindertwertigen sind immerhin noch beträchtlich. Wird doch der „Köln. Ztg.“ aus Hamburg berichtet: Begeisterte Auszeichnungen, wie sie im Theater üblich sind, hat Caruso gewiß verdient. Aber braucht man ihm deshalb beinahe den Wagen auszuspannen, mit heiferen Ebbivas-Rufen ein Stück hinterher zu laufen, sich gegenseitig mit häßlichem Lärmen zu drängen und zu stoßen, um womöglich einen Händedruck von ihm zu erpressen, mit einem Wort: sich wider alle Vernunft zu betragen? Es gibt manche vortreffliche Künstler, tiefdenkende Meister des Wortes, der Farbe, der Töne, Männer, die viel Größeres schaffen als Caruso; aber sie sind kaum je auch nur halbwegs Gegenstand solch zudringlicher und geradezu würdeloser Sympathiebeweise. Das ist schon mehr die aus Unkultur und ungezügelterm Temperament entspringende Begeisterung, wie sie die Südländerin dem mit grandezzahafter Männlichkeit auf seinen weiblichen Zuschauerkreis wirkenden spanischen Torero entgegenbringt. Die Zudringlichkeit gerade des weiblichen Geschlechts wiederholte sich bei der Abreise Carusos auf dem Hauptbahnhof, wo die verehrten Damen so lange ihre Ebbivas vor dem Abteil Carusos in die mit Lokomotivqualm angefüllte Luft hineincriefen, bis der angehimmelte Olympier sich zeigte und sich die Hände drücken und küssen lassen mußte. Dann lief die erregte Herde noch ein Stück mit dem Zuge, und tränenseuchte Spitzentäschentücher winkten dem eindrucksgewaltigen Manne die letzten Grüße zu. Einen braven „Im- und Exporteur“, der mit China handelt, hörte ich dieser Tage am Kneiptisch den Seufzer ausstoßen: „Gott sei Dank, daß wir Caruso hinter uns haben! Seit acht Tagen höre ich von meinen Damen nichts weiter wie die märchenhaften Blitze seiner Augen besprechen, und seitdem er von meiner Esse Rosen angenommen hat, geht sie umher wie die Maid Chamisso: „Seit ich ihn gesehen, glaub ich blind zu sein...“ Und ein paar Hundert Märker bin ich obendrein losgeworden.“

In Berlin scheint die Harden'sche Sensation Caruso Konkurrenz zu machen.

— Die Bibliothek Albert Schäffles, des bekannnten Nationalökonom, der unter dem Sozialistengesetz durch seine immer noch lesenswerte Broschüre „Die Quintessenz des Sozialismus“ unserer Sache einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwies, ist von Dr. S. Lüneburgs Antiquariat (München, Karlstr. 4) erworben worden. — Die Kataloge können gratis und franco bezogen werden. Besonders Katalog Nr. 77 (Sozialismus und Kommunismus) dürfte für unsere Bibliotheken zur Ergänzung ihrer Bestände in Frage kommen.

— Zur Beruhigung der Diamantenbesitzer wird die Meldung beitragen, daß die von dem französischen Chemiker Charette hergestellten diamantähnlichen Kristalle — keine Diamanten sind. Die von der Pariser Akademie der Wissenschaften eingesetzte Kommission hat festgestellt, daß die Kristalle bereits bei einer Temperatur von zweihundert Grad schmelzen und organische Erzeugnisse sind, deren Zusammensetzung Wehnlichkeit mit derjenigen des Raphthals aufweist.

— Hebammenprämien. Neben den Stillprämien für die Mütter, durch die den Kindern die Möglichkeit gegeben wird, die wichtigste Nahrung, die sie überhaupt haben können, die Muttermilch, möglichst lange zu erhalten, schlägt Privatdozent Dr. Effer im „Zentralblatt für allgemeine Gesundheitspflege“ einen anderen Weg zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit vor. Er behauptet, daß es bei unserem heutigen Hebammenmaterial und bei der Art dieser Ausbildung leider noch sehr an dem Verständnis der Hebammen für die Pflege und Ernährung des Säuglings fehlt. Eine wesentliche Verbesserung ist nach seiner Ansicht erst von einer besseren Auslese der Hebammenhülferinnen und einer verlängerten Ausbildungszeit zu erhoffen. Einzeitweilen sollte man die Hebammen durch Vorträge und Heranziehung zu praktischen Kursen in der Säuglingspflege fortzubilden suchen, besonders empfehlenswert aber seien Prämien für die Hebammen, die nachweislich bei einer Reihe der von ihnen entbundenen Frauen für eine gewisse Zeit, etwa 4 Monate lang, das Selbststillen durchgesetzt haben.